

Ignatius von Loyola auf dem Amselfeld

Nach den Balkankriegen baute ein deutscher Jesuitenpater eine katholische Schule im islamisch geprägten Kosovo auf. Verrückt, sagten die Leute. Heute ist das Gymnasium die beste Schule des Landes. *Von Michael Martens*

W weiß der Himmel, wo auf einmal die Zigeuner hergekommen sind. Jetzt sind sie jedenfalls da und machen einen Heidenlärm. Der mächtige Trommeldonner hallt in den Eingeweiden wider, die Trompeter blasen sich die Lungen aus dem Leib, das Publikum klatscht begeistert, und einige junge Männer wagen eine törichte Mutprobe: Sie knien nieder, lassen sich eine Trommel auf den Kopf legen, ein Kreis von Tanzenden schließt sich um sie und lässt kein Entrinnen mehr zu, während ein Zigeuner aus Leibeskräften in wuchtigen Rhythmen auf sein Instrument eindrischt, um es erst nach zwei oder drei Minuten wieder vom Kopf des künftig Gehörgeschädigten zu nehmen und ihn gehen zu lassen. Eine Achterbahnfahrt für die Ohren.

Pater Happel beobachtet die Szene vom Lehrertisch am Rande des Festsaals aus und schüttelt den Kopf. Hat er dazu etwa seine jungen Leute Abitur machen lassen? „Und überhaupt, diese laute Musik – mein Fall ist das nicht“, sagt er. Allerdings sagt er das nicht jetzt, sondern erst am nächsten Morgen, denn jetzt hätte es keinen Sinn, da man sich selbst brüllend nicht verstehen kann. Es ist Abi-Ball in Prizren, der zweitgrößten Stadt des Kosovos, die jungen Menschen haben gerade Abitur gemacht, und nun sollen alle hören, wie sie dieses private Weltereignis feiern. Bis ein Uhr nachts ist der Festsaal in „Hotel Luxory“ von Prizren gebucht, barbiepink, chromgrün und bonbonblau bestrahlt von flackernden Discoscheinwerfern. Alkohol gibt es nicht, denn Prizren ist eine islamische Stadt, und die meisten Schüler sind Muslime. Nur am Lehrertisch wird mazedonisches Bier ausgeschenkt und kosovarischer Rotwein, der geschmacklich wohl noch gewönne, wenn er nicht eiskühler wäre. Was es außer Alkohol ebenfalls nicht gibt, ist englische Popmusik. Nachdem die Zigeunermusiker wieder abgezogen sind, singt der für den Abend engagierte Schlagersänger ausschließlich albanische Lieder, das haben sich die Schüler so gewünscht.

Am nächsten Morgen, Pater Happel hat zum Frühstück auf seine Terrasse geladen, ist nur Vogelgezwitscher zu hören, und das in der Lautstärke, die in der Natur dafür vorgesehen ist. Happel lebt in einer kleinen Wohnung am Rande des Schulgeländes, und da die Schule zugleich am Rande der Stadt liegt, hat er einen großartigen Ausblick. Hinter dem Zaun, der das Ignatius-von-Loyola-Gymnasium vom Rest der Welt trennt, sind nur Felder und Wälder zu sehen, eingefasst in ein großzügiges Passepartout aus Bergen. Diesen Blick hat Walter Happel zehn Jahre lang gehabt, aber es ist sein letzter Sommer im Kosovo, denn er geht nach Deutschland zurück. Er ist immerhin schon siebzig. Ein jüngerer Mitbruder, wie die Jesuiten einander nennen, wird die Leitung der Schule übernehmen.

Happel neigt nicht zur Melancholie, aber in diesen Tagen erzählt er oft vom Frühjahr 2003, als er erstmals ins Kosovo kam. Die Balkankriege waren gerade vorbei, und zurückgelassen hatten sie Not, Zerstörung, Elend, Straßensperren, Minen, Stacheldraht, Massengräber und Rachemassaker an Serben, den vormaligen Herren. Zehntausende Soldaten aus Nato-Staaten und einige hundert aus Russland wachten im Kosovo über einen brüchigen Frieden. Der Pater fragte sich, wie man helfen könne, und dachte: Eine gute Schule brauchen sie hier. Damit wenigstens die nächste Generation eine Chance hat, wo schon die jetzige verloren ist. Als er herumging und sagte, er werde in Prizren eine katholische Schule gründen, haben ihn viele als Spinner belächelt. Ausgerechnet in Prizren, der islamischsten Stadt des Kosovos? Verrückter Typ, dieser Pater.

Schnitt. Zwölf Jahre später. Das Ignatius-von-Loyola-Gymnasium in Prizren, benannt nach dem baskischen Gründer des Jesuitenordens, ist die beste Schule des Kosovos. Jedes Jahr schneidet sie bei dem kosovarischen Zentralabitur deutlich besser ab als alle anderen Schulen des Landes. In diesem Jahr beantwortete der Abiturjahrgang mehr als 80 Prozent der Klausurfragen richtig, der Landesdurchschnitt lag bei 54 Prozent. „Das sagt etwas über die Qualität des Loyola-Gymnasiums, aber es sagt natürlich auch etwas über die Qualität des kosovarischen Bildungssystems. Man investiert hier lieber in Beton als in Köpfe“, sagt Happel. Besser als die unterfinanzierten staatlichen Schulen ist das Loyola ohnehin, aber auch die teuren türkischen Privatschulen des islamischen Predigers Fethullah Gülen oder die geschäftstüchtigen „American High Schools“, die im Koso-

vo um Schüler werben, können mit der Jesuitenanstalt nicht mithalten.

Natürlich Sorge es in einem Staat mit muslimischer Bevölkerungsmehrheit manchmal für Irritationen, dass die Schule von einem Jesuitenpater geleitet wird und nach dem Gründer eines katholischen Ordens benannt ist, sagt Happel. „Aber wir werden hier vor allem als deutsche Schule wahrgenommen, und alles Deutsche wird sehr geschätzt im Kosovo.“ Dass es am Loyola-Gymnasium keinen Religionsunterricht gibt, nahmen viele Eltern zudem mit Erleichterung auf. „Wir verfolgen

durchaus eine christliche Pädagogik und verstecken das auch nicht. Aber wir wollen, dass die jungen Leute zunächst einmal Fragen stellen und denken lernen.“ Happel unterhält gute Beziehungen zum Großvater von Prizren, die beiden Männer duzen sich: „Zwischen Ali und mir ist kein Misstrauen.“ Zwar werde „in gewissen Kreisen“ – Happel bleibt bewusst vage –, weiter behauptet, am Loyola-Gymnasium würden lauter kleine Katholiken produziert, aber die Erfolge der Schule seien stärker als die Gerüchte. Das Loyola-Gymnasium ist beliebt bei kosovarischen Eltern, die

Wert auf Bildung legen. Prizrens Bürgermeister, der Einladungen der Schule nur zögerlich annimmt, weil die Islamische Gemeinde der Stadt etwas dagegen haben könnte, hat alle seine fünf Enkel in Happsels Obhut gegeben, der stellvertretende Bürgermeister seine Kinder.

Im Loyola-Internat leben, streng nach Mädchen und Jungen getrennt, Kinder aus der Hauptstadt Prishtina und vielen anderen Städten des Kosovos, und das trotz der für kosovarische Verhältnisse hohen Gebühr für Schulgeld und Internatskosten von 3000

Euro im Jahr. Die Jesuitenschule ist beliebt, obwohl oder weil die Eltern ihren Kindern hier weder einen Schulplatz noch Noten kaufen können wie an manch anderer Privatschule im Kosovo. Am Loyola-Gymnasium gibt es strenge Aufnahmeprüfungen. „Damit der Besuch des Loyola-Gymnasiums nicht am Geld scheitert, vergeben wir aber Stipendien an begabte Kinder aus bedürftigen Familien. Natürlich werden wir dabei manchmal beschissen – aber wer noch nie beschissen wurde, hat auch noch nie etwas Gutes getan.“ Klingt wie ein paraphrasierter Psalm, ist aber Pater Happel.

Weil das Kosovo eines der ärmsten Länder Europas ist, kann das Loyola-Gymnasium die Schulgebühren nicht an die tatsächlichen Kosten anpassen und macht jedes Jahr etwa 400 000 Euro Verlust. Ohne die Spenden eines Fördervereins, mehrerer deutscher Diözesen und von Renovabis, dem Osteuropa-Hilfswerk der katholischen Kirche, hätte die Schule längst schließen müssen. So aber kann Walter Happel weiter um die klügsten Köpfe des Kosovos werben, des Staates mit dem höchsten Bevölkerungswachstum in Europa. Er sieht seine Schule dabei auch in einem Konkurrenzkampf. „Man darf nicht unterschätzen: Prizren ist eine muslimisch geprägte Stadt, und leider legt auch der radikale Islam im Kosovo spürbar zu. Die islamische Jugendorganisation äußert sich sehr radikal.“ Vor allem auf den Dörfern, wo sonst niemand den Jugendlichen etwas bietet, seien islamistische Organisationen aktiv. Sie lockten die Jugendlichen mit kostenlosen Computerschulungen oder Englischkursen in die Koranschulen. Happel macht andere Angebote. Das wichtigste heißt: Deutschland. „Zur Attraktivität unserer Schule trägt ganz sicher bei, dass wir gute Kontakte zu deutschen Unternehmen haben.“ Walter Happel hat vor einigen Jahren ein Programm ins Leben gerufen, das seinen Abiturienten den Einstieg ins Berufsleben erleichtern soll. Zuvor konnte das Loyola-Gymnasium die Schüler zwar Deutsch, Latein, Mathematik und Erdkunde lehren, aber selbst mit dem besten Notenschnitt warteten auf viele Schulabgänger danach nur die Arbeitslosigkeit oder ein Studium in Prishtina, das oft ebenfalls in die vergebliche Suche nach einem Job mündete. Die Jugendarbeitslosigkeit im Kosovo liegt bei 70 Prozent. Walter Happel, ein kontaktfreudiger Rheinländer, kannte in Deutschland aber Unternehmer, die mangels geeigneter Bewerber Lehrstellen nicht besetzen konnten. Also nahm er Kontakt mit ihnen auf, rief bei Arztpraxen, Optikern, Industrieanlagenbauern, Zementherstellern und Druckereien an, putzte Klinken bei der Sparkasse Münsterland-Ost und der Volksbank Beckum. Das Projekt ist inzwischen ein großer Erfolg. Immer im Herbst kommen nun schon seit Jahren Personalchefs aus Deutschland nach Prizren, um Happsels Schülern ihre Firmen vorzustellen. Sie bieten Praktika an und im Anschluss, wenn beide Seiten zueinander passen, Ausbildungsverträge. Manche kritisieren das Projekt und sagen, Happel locke die besten Köpfe aus dem Kosovo fort, doch der umtriebige Ordensbruder hält dagegen. Zugegeben, von den bisherigen Abiturjahrgängen hätten viele junge Menschen das Kosovo Richtung Deutschland, Österreich oder Schweiz verlassen. Doch wo sei ein junger Mensch dem Kosovo nützlicher? Arbeitslos zu Hause oder mit einem Beruf in der Fremde und einem Gehalt, von dem auch für Eltern und Geschwister daheim etwas übrigbleibt und das eines Tages vielleicht für eine Existenzgründung in der Heimat reicht? So sehen das auch die Schüler des Loyola-Gymnasiums, die sich am Nachmittag in einem Café in der Altstadt von Prizren treffen, um über die Party von gestern zu sprechen. Sie sind müde, denn natürlich ging die Feier nach dem „Luxory“ anderswo noch weiter bis zum Sonnenaufgang. Mit dem Abitur in der Tasche und großen Plänen im Kopf erzählen sie einander davon, wie sie die Welt aus den Angeln heben werden. Veton möchte Medizin studieren, erst in Prishtina und dann in Deutschland oder Österreich, weil die Ausbildung dort besser ist als im Kosovo. Danach will er aber zurückkehren nach Prizren. „Wie soll sich unser Staat entwickeln, wenn wir alle im Ausland bleiben?“, fragt er. Niemand stimmt zu, und Veton sagt: „Ich weiß, so denken nicht viele. Die meisten wollen einfach weg, Geld verdienen und gut leben.“ Wie Donieta, die in Deutschland Architektur studieren möchte. „Ich habe nicht vor, in das Kosovo zurückzukehren. In Deutschland habe ich mehr berufliche Chancen, aber auch Chancen auf ein anderes Leben“, sagt sie. Ihre Eltern unterstützen sie in ihren

Plänen, obwohl das bedeuten könnte, dass sie eines Tages ganz allein sein werden in Prizren, denn auch Donieta ältere Schwester, die Medizin in Prishtina studiert, will das Kosovo verlassen, und die beiden jüngeren Geschwister, die noch auf das Loyola-Gymnasium gehen, könnten später folgen. Doch alle sind sich einig, dass sie nicht als Asylanten und Bittsteller nach Deutschland kommen werden, wie das in deutschen Medien derzeit so oft berichtet wird, wenn es um den Balkan und das Kosovo geht. Die Asylantragsteller aus dem Kosovo, sagen sie, seien Menschen vom Lande mit vielen Kindern und wenig Bildung. „Wenn einer das Dorf verlässt, kommen die anderen nach. Das ist wie ein Virus“, beschreibt Veton das Phänomen.

Bei der Schulabschlussfeier am nächsten Tag bekommt Walter Happel 70 weiße Rosen geschenkt. Alle Schüler tragen die Schuluniform in Gelb und Blau, den Farben der EU. Der stellvertretende Schuldirektor, ein Albaner, liest auf Deutsch eine Rede vom Blatt ab und lobt Happsels Verdienste als Schulgründer. Die Lehrer haben ihrem Direktor eine breite Schleife um den Hals gelegt, „Walter Happel, SJ“ steht darauf. Das steht für „Societas Jesu“, es ist das Ordenskürzel der Jesuiten. Wie er da steht, mit Blumen in der Hand und einer Schleife um den Hals den wehmutsvollen Abschiedsreden auf sich selbst zuhörend, sieht Pater Happel ein wenig so aus wie ein Trauergast auf seiner eigenen Beerdigung. Nachdem der stellvertretende Direktor seine Rede beendet und sein deutscher Chef mit wenigen Sätzen auf Albanisch geantwortet hat („Gott segne Sie alle und unser Loyola-Gymnasium“), brandet bei Schülern, Eltern und Lehrern minutenlang Beifall auf. Pater Happel versteht gewiss, dass ein Mensch einen solchen Applaus nur einmal im Leben erhält: wenn er geht und wenn sein Gehen bedauert wird, weil er etwas Großes hinterlässt.

Am nächsten Tag ist Walter Happel allein auf dem Schulgelände. Er hat morgens noch Post erledigt und Unterlagen für seinen Nachfolger geordnet, aber nun ist es endgültig vorbei. Walter Happel packt seine Sachen, die auch nach einem Jahrzehnt noch in einen einzigen Koffer passen, denn als Jesuit hat er ein Armutsgelübde abgelegt. Krawatten, Hemden, ein Anzug, Unterwäsche, ein Necessaire, fertig. Pater Happel steht ein letztes Mal auf seiner Terrasse. Er lässt eine Kristallkugel durch seine Finger gleiten, sie hat die Größe einer Kirche, in ihrem Innern sind winzige chinesische Schriftzeichen zu erkennen. „So schreibt man auf Chinesisch Walter Happel“, sagt Walter Happel. Er hat einmal Chinesisch gelernt. Seine Lehrerin, eine Chinesin, hat ihm die Kugel geschenkt, und Happel hat sie behalten, Gelübde hin oder her.

Happsels letzter Tag im Kosovo ist sonnig und warm. Am Horizont flimmern die Berge, hinter denen man Albanien sehen könnte, wenn sie aus Glas wären. In Deutschland reden sie viel über das Kosovo in diesen Tagen und über die Asylbewerber vom Balkan. Das Argument, man müsse „die Bedingungen im Herkunftsland verbessern“, damit die Menschen nicht mehr kommen, bezeichnet Walter Happel als Witz. „Kosovo ist mit Milliarden gefördert worden, und selbst wenn man hier noch etliche weitere Milliarden versenkt, ändert das nichts. Die Auswanderer reagieren auf die Tatsache, dass sie den kosovarischen Politikern, die sich diesen Staat zur Beute gemacht haben, völlig egal sind.“ Happel berichtet von korrupten Seilschaften, beklagt aber auch die Lethargie vieler Kosovaren und ihren Unwillen, ihr Schicksal in die Hand zu nehmen. „Ich hoffe, die Jugend geht einen anderen Weg.“ Pater Happel reibt die chinesische Kugel zwischen Daumen und Zeigefinger und sagt, dass er froh sei, so viel zu tun gehabt zu haben in seinen letzten Tagen an der Schule. Es ist schließlich seltsam, wenn man nach so vielen Jahren den Koffer packe und das eigene Lebenswerk zurücklasse. „Ich versuche, mich durch Arbeit abzulenken“, antwortet Happel auf die Frage, wie es ihm gehe. „Aber es ist ein beschissenes Gefühl.“ Und doch auch ein erhebendes, gibt er zu. Wo heute Aula, Turnhalle, Sportplätze, Klassenräume und Internatsgebäude stehen, waren vor zehn Jahren noch Maisfelder. Nachdem inzwischen auch die Grundschule eröffnet wurde und Kinder künftig von der ersten Klasse bis zum Abitur das Loyola-Gymnasium besuchen können, wird die Schule ihre Kapazitätsgrenze von 1000 Schülern bald erreicht haben. Walter Happel hat die Welt verändert, auf 3,8 Hektar im Kosovo und in der unermesslichen Weite menschlicher Hirne. Wer darf Ähnliches von sich sagen?



Fotos Laif, I.G.P., ddp Images